Nr. 596. 41. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Freitag, 22. November 1912

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Kriegslust und Friedensneigung in Bulgarien.

Hinter der Tschataldschalinie.

(Von unserem zur türkischen Armee entsandten Spezial-Berichterstatter.)

Aj-Jorgji, 15 Kilometer südöstlich Hademköj, 15. November.

Wie ich schon telegraphierte, beabsichtigte ich, mit einigen deren Herren am 14. November auf dem für zwei Tage gemieteten Dampfer ins Schwarze Meer hinaus nach Karaburnu, an den rechten Flügel der Türken, zu fahren, um zu versuchen, von dort aus Einblick in die bulgarische Stellung zu bekommen. Wir stiegen um sieben Uhr früh an den Dampfer, doch erklärte uns der Kapitän, daß es der Quarantäne wegen nicht möglich sei, nach Karaburnu zu fahren, und daß ihm auch seine Gesellschaft nur Anweisung gegeben habe, das Marmarameer gegeben habe. So dampften wir denn, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, wieder nach San Stefano ab, und selbstredend mit der fahrplanmäßigen Verspätung von nur vier Stunden, bis eben der Quarantänebeamte bereit war, mitzufahren. Wir kamen um 1 Uhr in die Höhe von San Stefano und beobachteten dort das Ausbooten starker Truppenmassen, die von Tschataldscha und Ersiman angekommen waren. Man hat den Willen zum Siegen noch nicht aufgegeben, und das ist sehr wichtig. Wir bogen in die Bucht von Küçük Kemedze und ließen uns dort ausbooten. Nachdem ein langes Verhör bei den Strandwärtern glücklich überstanden hatten, begaben wir uns in das Dorf Küçük Kemedze, wo sich uns ein recht bewegtes Kriegsleben bot. Auch trafen wir dort einige englische Berichterstatter, die eben mit Autos von Konstantinopel kamen und sich nun anschickten, bei prächtigem Wetter, unter einer mächtigen alten Platane, deren Wurzelhöhlung einer Familie als Wohnung diente, ihr frugales Frühstück einzunehmen. Wir wurden sehr freundwürdig von ihnen aufgenommen, was uns umso angenehmer war, da wir noch weitere 25 Kilometer zu Fuß zurücklegen, und unsere Bagage tags zuvor über San Stefano nach Büjük Kekmedze gesandt hatten, wohin wir uns ursprünglich zu begeben gedachten. Nach Büjük Kekmedze konnte das Auto auf nicht mehr gelangen, und der Führer hatte daher, sehr klug, einen anderen Ort etwas weiter rückwärts der Front gewählt und uns das mitteilen lassen. Dieser Ort war eben Aj-Jorgji, von wo ich jetzt schreibe.

Nach einer Wanderung in die mondhelle Nacht hinein trafen wir gegen 9 Uhr in Aj-Jorgji an. Der Ortskommandant, bei dem wir uns meldeten, sorgte in der zuvorkommendsten Weise für uns, konnte uns aber dennoch nur einen freien Korridor in dem Haus des armenischen Priesters zur Verfügung stellen. Das Dorf war überfüllt mit Soldaten, die dem zweiten Reservekorps angehörten. Im Dunkeln konnten wir unsere Lage nicht mehr finden, und so schrumpfte denn unser Soupé-Abend-Essen zu einem Stück Schokolade zusammen. Da ich mir aus meiner Feldflasche Trost holen wollte, in Gestalt eines Schluck Whiski, mußte ich leider feststellen, daß sie dem Inhalt eines anderen Bagagetransportes, der sich uns angeschlossen hatte, ausgelaufen war, nämlich in seinen Hals. Wir machten uns also auf dem Korridor lang oder breit, wie man das in diesem Falle ausdrücken will, und schlugen unsere Lager auf — das heißt, wir legten unseren Mantel auf die Erde, rückten uns einen Sack mit Broten als Kopfkissen zurecht und übergaben uns Morpheus Armen.

Ich muß sagen, ich war doch recht froh als der heutige Tag heraufdämmerte. Ich hatte das Bedürfnis, meine durchgelegenen Knochen im Morgenlicht wieder aufzufrischen. Als ich heraustrat — es war noch recht früh —, saßen die Soldaten, die eben aus ihren im Hofe aufgeschlagenen Zelten herausgekrochen waren, um die gemeinsame Suppenschüssel zum Frühstücken. Ein recht erfreuliches Zeichen, daß man sich auch daran gedacht hatte, den Soldaten auch zu verpflegen. Kurze Zeit darauf begann sogar ein ordnungsmäßiger Brotempfang, korporalschaftsweise. Die Leute selbst, meist bärtige Gesellen, machten einen recht guten Eindruck. Ich begab mich nun auf die Suche nach meiner Bagage und traf sie tatsächlich wohlbehalten an. Der Kutscher erhielt den Befehl, für uns irgendein Unterkommen ausfindig zu machen, und nun warte ich darauf, in die Villa wir einziehen werden.

Konstantinopel, 17. November.

Das Unterkommen in Aj-Jorgji war bald gefunden. Das Quartier war zwar nicht hochherrschaftlich möbliert und ließ auch sonst sehr viel zu wünschen übrig. Immerhin entsprach es der Destination eines Zimmers. Wir ließen uns schnell mit Brot versehen und ordneten das Satteln unserer Packpferde an. Unsere Reitpferde hatten wir, wie ich berichtete, am 14. November in Hademköj aus den Augen verloren. Gegen Mittag ritten wir dorthin los, um die verlorenen Tiere zu suchen und um uns durch Augenschein davon zu überzeugen, wie weit das Gerücht über die Ausbreitung der Cholera auf Wahrheit beruhte. Was ich dort gesehen und erlebt habe, habe ich am 16. November telegraphisch geschildert. Soll ich noch einmal ein Bild dieses Jammers und Elends aufrollen? Ich mag und kann es nicht. Die Haare sträuben sich mir, wenn ich an die Choleraleichen zurückdenke. Dort der eine, der noch ein Lebenszeichen von sich gab und im letzten Todeskröcheln seinem schon erstarrten Kameraden mit der schwarzen abgemagerten Hand in den geöffneten Mundgriff — er verfolgte mich die ganze Nacht. Denn an Schlafen war auch in unserem neuen Heim trotz Feldbett und sonstigen Bequemlichkeiten nicht zu denken. Meine Nerven waren dermaßen aufgepeitscht, daß ich fortgesetzt dagegen anzukämpfen hatte, nicht loszuheulen.

Auch unsere andere Absicht hatten wir voll erreicht. Wir fanden unsere Pferde wieder. Der Kommandant von Hademköj stellte sich, mit der den türkischen Kameraden so eigenen Liebenswürdigkeit, uns ganz zur Verfügung, obgleich doch auf seinen Schultern noch unendlich viel anderes lastete, und der uns beigegebene Gendarmerieleutnant machte die Pferde ausfindig, die, gut gepflegt, in der Nähe des Bahnhofs in einem Stalle untergebracht waren. Wir blieben noch kurze Zeit zu Gast bei dem Gendarmerieleutnant, der uns einen Kaffee braute, und wir überzeugten uns dabei, daß hier mit allen hygienischen Mitteln gearbeitet wurde. So wurde bei jeder Gelegenheit nur abgekochtes Wasser genommen, und auch unsere Tassen wurden vor Gebrauch nochmals sauber ausgespült. Um das Zelt herum befand sich ein Streifen von Chlorkalk. Zum Transport unserer Pferde stellte man uns zwei Gendarmen zur Verfügung, und so ging es dann nach herzlicher Verabschiedung gegen 4 Uhr fort, zurück über das Leichenfeld nach Aj-Jorgji, das wir bei Dunkelwerden erreichten.

Seit heute morgen hört man allenthalben Kanonendonner. Wenn auch Gerüchte von einem bevorstehenden Waffenstillstand sprechen, so werde ich doch morgen in aller Herrgottsfrühe mein Pferd satteln lassen, um auf den Kanonendonner zuzureiten.

Major z. D. Eugen Zwenger.

*

Die Situation.

Wie das nachstehende Telegramm unseres Spezialkorrespondenten in Sofia deutlich erkennen läßt, gibt es in diesem Augenblick in Bulgarien zwei Strömungen oder Parteien, von denen die eine mit der Türkei auf Grund milderer Bedingungen weiterverhandeln möchte, während die andere das Heil allein in der Fortsetzung der Kriegsoperationen sieht. In der ersten Reihe derjenigen, die für Zugeständnisse und für neue Verhandlungsversuche sind, steht König Ferdinand, auf der Seite der noch Kampflustigen stehen die hohen Militärs. Wir haben schon im heutigen Morgenblatt gesagt, daß die Situation Bulgariens eine ziemlich schwierige geworden sei, da die Pforte auf Adrianopel wohl nicht so schnell Verzicht leisten wird, die bulgarische Armee vor der Tschataldschalinie schwerlich noch die ursprüngliche Schlagkraft besitzt, und dagegen die türkische Armee jetzt widerstandsfähiger als bei Lüle-Burgas erscheint. Die bulgarischen Generale erklären wohl nicht mit Unrecht, daß man Adrianopel erobern müsse, wenn man es besitzen wolle — der König wägt die bisherigen Erfolge und möchte das schon Erreichte nicht wieder aufs Spiel gesetzt sehen. Wahrscheinlich gehen in diesem Augenblick, wenn auch die Verhandlungen offiziell abgebrochen sind, ganz private Vermittler noch hin und her. Inzwischen ziehen die Türken neue asiatische Reserven und die Bulgaren, mit schwerem Herzen, ihre Bundesgenossen zur Unterstützung heran.

Die abgelehnten Bedingungen.

Zu den bereits gestern mitgeteilten Angaben über die Waffenstillstandsbedingungen der Verbündeten erfahren wir von unterrichteter Seite noch folgendes: Es wurde außer der Räumung von Adrianopel und Skutari auch die Räumung der Tschataldschalinie verlangt, sodann Zurückziehung der türkischen Armee nach Kleinasien; Aufhebung der türkischen Blockade im Schwarzen Meer zum Zweck der Erleichterung der Verproviantierung der bulgarischen Armee, deren Mangel offiziell zugestanden wird. Die Türkei soll überhaupt, wie ein Privattelegramm unseres Konstantinopeler ⌣-Korrespondenten hierzu noch meldet, die Schiffe der osmanischen Flotte von ihren jetzigen Operationspunkten entfernen. Die Stimmung in Konstantinopel ist nach dem bisherigen Verlauf der Kämpfe an der Tschataldschalinie sehr zuversichtlich.

Die Beurteilung der Ablehnung in London.

(Telegramme unserer Korrespondenten.)

⌣ **London**, 22. November.

Bei Besprechung der Ablehnung der Friedensbedingungen durch die Türkei steht die einflußreiche englische Presse auf seiten der Verbündeten. So erklärt „Daily Chronicle", die Friedensbedingungen der Verbündeten hätten Europa durch ihre Mäßigung überrascht, wenn sie überhaupt überraschten. Selbst wenn die Alliierten wirklich die Uebergabe der Tschataldschapositionen gefordert hätten, wäre das nicht unvernünftig gewesen, wenn damit das Versprechen verbunden gewesen sei, nicht auf Konstantinopel zu marschieren. Durch eine Herabminderung ihrer Forderungen würden die Verbündeten jetzt einen günstigen Eindruck auf Europa machen und die ganze Verantwortung für die Fortsetzung des Krieges auf die Türkei werfen. Die „Times" sagt, sie würde gern wissen, was die Türken denn als vernünftige und annehmbare Friedensbedingungen betrachteten. Wenn der Kampf neuerdings beginne, so bedeute er das Ende der türkischen Herrschaft in Europa und den Fall Konstantinopels. Das ganz nutzlose Blutvergießen sei im höchsten Grade bedauerlich. Die türkische Regierung lade eine furchtbare Verantwortung auf sich.

Die bulgarische Regierung zu weiteren Verhandlungen geneigt.

Der Gegensatz zwischen Generalstab und Regierung. — Cholera im bulgarischen Heer.

(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten.)

P. B. Sofia, 22. November.

Die Antwort der Türkei auf die Bedingungen, die Bulgarien durch russische Vermittlung hat überreichen lassen, ist hier eingetroffen. Bei der bulgarischen Regierung besteht offenbar Geneigtheit, über den Wunsch der Türkei nach Mäßigung der Bedingungen zu verhandeln und der Pforte so weit als möglich entgegenzukommen. Aus zuverlässiger Quelle erfahre ich, daß ein Minister erklärt hat, die Bedingungen für die Türkei seien bereits so formuliert worden, daß man über Modifikationen noch weiter verhandeln könne. Auf diese Formulierung scheint der König einen bestimmenden Einfluß ausgeübt zu haben, der ebenso wie die Mehrzahl der Minister die ungeheure Verantwortung fühlt, die in dieser Stunde, wo die Cholera auf dem Kampfplatz erscheint, vor der ganzen Welt und seinem Lande auf ihm lastet. Auch Rußland und Frankreich bemühen sich, den Türken das schlimmste zu ersparen. Von den anderen Großmächten ist ein gleiches zu erwarten, wenn auch über bestimmte Schritte hier noch nichts bekannt ist. Die bulgarische Regierung erwartet heute Nachricht aus dem Hauptquartier über die vom König ernannten Delegierten, die nunmehr mit den türkischen Delegierten über einen Waffenstillstand, vielleicht auch über den Frieden verhandeln könnten. Ob jedoch der Generalstab und besonders der Generalissimus Sawow die Geneigtheit der Regierung zu Verhandlungen teilt, erscheint fraglich, und zu großem Optimismus ist somit keine Veranlassung gegeben. Noch immer wird auch bestritten, daß die Leitung der Armee mit einem Verzicht auf den Einmarsch in Konstantinopel völlig einverstanden sei. Die Stimmung in Regierungskreisen war gestern und heute vormittag sehr ernst.

Es scheint, daß die Cholera bei Tschataldscha auf das bulgarische Heer übergegriffen hat, obgleich das offiziell noch nicht zugegeben wird, und wenn diese Tatsache sich bestätigt, wird die Geneigtheit der Regierung zu Verhandlungen verständlich. Doktor Roth, der von König Ferdinand berufen worden ist, um Maßregeln gegen die Cholera beim bulgarischen Heere zu treffen, ist gestern in Sofia eingetroffen und heute früh nach Kirkkilissa weitergefahren. Das Wetter ist regnerisch und die Wege, die der deutsche Arzt von Jambuli oder Mustapha-Pascha aus wird nehmen müssen, werden unergründlich sein. — Die „Bulgaria", das Organ der Partei des Sobranjepräsidenten Danew, sucht heute in einem Leitartikel Rumänien nahezulegen, daß ein Anschluß an den Balkanbund die beste Lösung aller Meinungsverschiedenheiten sei. Bei Phera ist angeblich ein türkischer Zug von vierzehn Waggons mit Munition von den Bulgaren erbeutet worden. Ein offizielles Kriegsbulletin ist auch heute nicht erschienen.

Griechische Kriegsschiffe vor Durazzo und Medua.

(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten.)

⌾ **Durazzo**, 22. November.

Der Kapitän des Dampfers „Wurmbrand" vom Oesterreichischen Lloyd meldet: „Gestern früh wurde ich, vom Kap Rodoni kommend, zwei Meilen von Durazzo entfernt, von zwei griechischen Kriegsschiffen angehalten. Sie ließen mich weiterfahren, nachdem sie sich vergewissert hatten, daß das Schiff keine Ladung führte. Auch fragten sie, wann das nächste Schiff des Lloyd von Triest in Durazzo eintreffe." Gestern abend wurde die mohammedanische Bevölkerung von Durazzo bewaffnet. Indessen liegen keinerlei Nachrichten von einem Anrücken der verbündeten Serben und Montenegriner nach Durazzo vor. Der Dampfer „Scutari" ist in Cattaro eingetroffen und kehrt von dort sofort nach San Giovanni di Medua zurück. Er hatte auch barmherzige Schwestern und zwei Aerzte nach Medua gebracht. Die montenegrinische Regierung untersagte aber deren Landung; der Dampfer brachte sie danach auf Anordnung der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft in Cetinje nach Cattaro zurück. In Medua ist das Postamt noch immer geschlossen. Von griechischen Dampfern wird in Medua Munition und Proviant ausgeladen. Es geht dort das Gerücht, daß zwanzigtausend Serben sich mit den Montenegrinern vereinigt hätten. Auch ist dort die falsche Nachricht ausgesprengt worden, daß